

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– September 2023 –

Grojs, Boris: Philosophie der Sorge. Aus dem Englischen übersetzt von Thomas STAUDER. – München: Claudius 2022. 143 S., brosch. € 18,00 ISBN: 978-3-532-62878-2

Bekanntlich spielt der Begriff der Sorge in Martin Heideggers Phil. im Zusammenhang der Analyse des menschlichen Daseins eine prominente Rolle. Der bis 2005 an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und jetzt an der Faculty of Arts and Science der New York Uni lehrende russisch-deutsche Philosoph, Kunstkritiker und Medientheoretiker Boris Grojs, der immer wieder mit provokanten Thesen auffiel, sucht in dem vorliegenden Bd. den Begriff der Sorge phil.historisch wie systematisch in einem größeren Rahmen zu verorten. Im Klappentext schreibt Slavoj Žižek zu dieser Schrift: „Philosophie der Sorge ist ein Buch für alle, die verstehen wollen, wo wir heute stehen und warum wir in einem solchen Schlamassel stecken [...] kurzum, es ist ein Buch für alle.“ Das stellt einen hohen Anspruch an die Schrift von G., dem diese – um es gleich vorweg zu sagen – aber in keiner Weise gerecht wird.

In einer „Einleitung: Sorge und Selbstsorge“ (7–21) sagt G. zu Recht, dass heute der Körper und nicht mehr die Seele „der vorrangige Gegenstand der institutionalisierten Fürsorge“ sei, wobei das nicht auf die Medizin einzugrenzen ist (7). In diesem Zusammenhang unterscheidet G. auch zwischen unserem physischen oder materiellen und unserem „symbolischen Körper“, was für die weiteren Darlegungen leitend ist. Was er unter Letzterem versteht, erklärt er so: „Unsere Kultur produziert ständig Erweiterungen unserer materiellen Körper: Fotos, Dokumente, Videos, Kopien unserer Briefe und E-Mails und andere Artefakte.“ (8) Wenn G. aber meint, „dass die Sorge für unsere physischen Körper und deren Gesundheit in ein viel umfassenderes System der Überwachung und Versorgung integriert ist, das unsere symbolischen Körper kontrolliert“ und sich ihm der Verdacht aufdrängt, „dass dieses System weniger an unserer individuellen Gesundheit und unserem Überleben interessiert ist als an seinem eigenen reibungslosen Funktionieren“ (9), dann mag darin ein Körnchen Wahrheit stecken, aber sicherlich nicht die ganze. Solche Sätze sind aber für das gesamte Buch bezeichnend. Die Urteile sind oft plakativ, überzeichnend, apodiktisch, thetisch. Dafür ein anderes Beispiel: „Unser soziales, wirtschaftliches und politisches System behandelt die Bevölkerung wie eine Quelle erneuerbarer Energie.“ (18f) Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

In zwölf Kap.n referiert G. sodann verschiedene phil. Lehren, in denen ihm zufolge die Beziehung zwischen Fürsorge und Selbstsorge, zwischen Abhängigkeit und Autonomie auf je unterschiedliche Weise dargelegt wurde. Auf diese Weise meint er, „die Genealogie des heutigen Zustands dieser Beziehung besser“ (21) verstehen zu können. Das erste Kap. ist Platon gewidmet (22–30). Hier geht es u. a. um dessen Begriff der Wahrheit und den Philosophenstaat. Im zweiten Kap. (31–38) geht es um Hegels Deutung der Französischen Revolution und das „Ende der Geschichte“. „Die

„Große Gesundheit“ des Übermenschen ist das Thema des dritten Kap.s zu Nietzsche (39–51). Alexandre Kojèves Deutung des Philosophen als „kreativ und gewalttätig“ (55) ist das vierte Kap. gewidmet (52–62). Von daher nimmt er in gewisser Weise eine Mittelstellung zwischen Hegel und Nietzsche ein, angereichert durch Marx. „Das souveräne Tier“ lautet das fünfte Kap. zu Georges Bataille (63–72). Hier geht es u. a. um die „kosmische Energie“ (64), um das Schenken als „eine Form der Aggression“ (66) und „die große Gesundheit als Infektion im Sinne anregender und zugleich zerstörerischer Energie“ (71). Dem „infektiösen Heiligen“ ist das sechste Kap. zu Roger Caillois gewidmet (73–76). Wenn G. hier schreibt: „Wie das alte sakrale Fest ist der Krieg eine Manifestation der Zerstörungswut, die die gesamte Gesellschaft erfasst“ (75), dann muss man schon sehr viel Phantasie aufbringen, um einen Bezug zum Thema des Buches zu sehen; einmal abgesehen davon, dass diese Aussage selbst recht zweifelhaft ist. Das siebte Kap. mit dem Titel „Das Volk als Fürsorger“ (77–89) zieht eine gewisse Zwischenbilanz des bisher Gesagten. „Wer ist das Volk?“ So lautet das achte Kap. zu Richard Wagner (90–95), wo es u. a. um „das Gesamtkunstwerk als Spektakel“ (92) geht. Im neunten Kap. (96–103) geht es um Heideggers „Sorge als Sein des Daseins“ sowie um dessen Begriffe der Technik und der Kunst. „Unter dem Blick der Putzfrau“ lautet der Titel des zehnten Kap.s (104–116), wo es u. a. um die Kunsttheorie von Nikolay Fedorov und Michel Foucaults „radikale Musealisierung des Lebens“ (113) geht. Das elfte Kap. (117–126) beschäftigt sich u. a. mit Hannah Arendts Begriff der Natalität (120) und den heutigen sozialen Medien. Wenn in diesem Zusammenhang gesagt wird, dass sich durch Letztere eine „neuartige Identität des Intimen und des Öffentlichen“ zeige, oder: dass durch das Internet „unsere symbolischen Körper mehr und mehr mit unseren physischen Körpern eins zu werden“ begannen (122), so sind das eigentlich keine neuartigen Erkenntnisse. Und wenn G., auf die heutige Tendenz zum „Selbstdesign“ Bezug nehmend, schreibt: „Der menschliche Körper wird hier zum Kunstwerk, vergleichbar mit einem Museumsstück. Man sehnt sich danach, gemocht und umsorgt zu werden“ (126), dann ist auch das nichts Neues. Den Abschluss bildet ein Kap. zu Alexander Alexandrowitsch Bogdanov, einem zeitweiligen Weggenossen Stalins, mit dem Titel „Revolutionäre Sorge“ (127–137). Wenn das Buch schließlich mit einer Zusammenfassung von Bogdanovs Kurzgeschichte *Tag der Unsterblichkeit* endet (135–137), dann nimmt das fast schon skurrile Züge an.

Die vielen Kap. zu den doch recht unterschiedlichen Denker:innen sind selbst für phil. Interessierte oft nur schwer nachvollziehbar, und nicht selten wird auch der Bezug zum Thema der Schrift nicht deutlich. Alles in allem ist das Buch, entgegen der Meinung von Žižek, überhaupt kein Buch „für alle“. Und es wird hier auch nicht deutlich, „warum wir [heute] in einem solchen Schlamassel stecken“.

Über den Autor:

Werner Schüßler, Dr. Dr., Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Trier (schuessw@uni-trier.de)